

Verses im Text des Evangeliums konterkariert keineswegs eine antijüdische Auslegung durch die Väter. Damit wird das in der neutestamentlichen Forschung vorgebrachte Argument hinfällig, die spätere Streichung sei ein Zeichen für antijüdische Tendenzen. – Blum hat eine materialreiche Arbeit vorgelegt, die allerdings methodisch nicht unproblematisch ist und auch die Grenzen einer exegese-geschichtlichen Methode demonstriert, die sich von Auslegung zu Auslegung vorantastet. Ein zusätzlicher Mangel ist das Fehlen von Registern.

Wolfram Kinzig, Bonn

Christoph Dohmen (Hg.), **In Gottes Volk eingebunden.** Jüdisch-christliche Blickpunkte zum Dokument der Päpstlichen Bibelkommission „Das jüdische Volk und seine Heilige Schrift in der christlichen Bibel“. Verlag Katholisches Bibelwerk, Stuttgart 2003. 124 Seiten.

Christoph Dohmen, Professor für Exegese und Hermeneutik des Alten Testaments in Regensburg, läßt in dieser Aufsatzsammlung renommierte Bibelwissenschaftler zu Wort kommen, die zentrale Themen des Dokuments der Päpstlichen Bibelkommission (2001) aufgreifen und sie in einen „größeren theologischen Horizont“ stellen. Damit liegt eine fundierte Lesehilfe vor, die der neueren sogenannten „Kanonischen Schriftauslegung“ Rechnung trägt und dezidiert nach der bleibenden Bedeutung des jüdischen Volkes, seiner Bibel und Traditionen für Christen und deren Schriftverständnis fragt. Wie ein roter Faden zieht sich die Erkenntnis durch alle zehn Beiträge: *„Ohne das Alte Testament wäre das Neue Testament ein Buch, das nicht entschlüsselt werden kann, wie eine Pflanze ohne Wurzeln, die zum Austrocknen verurteilt ist“* (Nr. 84/161).

Die Autoren legen dar, was Christen in Vergangenheit und Gegenwart (!) Juden und ihrer Bibel verdanken, was sie von jüdischer Schriftauslegung lernen (können) und wie eine an der Bibel orientierte *Israel-Erinnerung* allmählich zu einer fruchtbaren Lern- und Lebensgemeinschaft mit Juden führen kann. Daß dieselben biblischen Schriften, mit „doppelter Kunde“ (Erich Zenger, vgl. Ps 62,12, *„Eines hat Gott gesagt, zweierlei habe ich gehört“*) eine zweifache Nachgeschichte auf jüdischer und christlicher Seite bewirkten und unterschiedliche Existenz- und Glaubensweisen begründeten, wird hier ins Axiom erhoben. Die *jüdische Leseweise* drückt sich in ei-

ner schier unermesslichen Kommentar-Tradition aus, die sich nahezu „organisch“ (*Hans Hermann Henrix*) aus der „Bibel Israels“ (*Dohmen*) herleitet und sich vor und neben einer vom Christusereignis inspirierten und motivierten Paralleltradition behauptet. Der Leser kann „die Entscheidung der frühen Kirche für die heiligen Schriften des jüdischen Volkes“ (*Franz Dünzl*) gegen die Versuche einer „Verwerfung der jüdischen Bibel“ durch Markion nachvollziehen. Er erfährt, warum „die *eine* Heilige Schrift der Christen in *zwei* Teilen“ den Glauben an den „Gott Israels, den Schöpfer der Welt, den Jesus bezeugt und verkündigt hat, für alle Zeiten unaufgebbar und unumstößlich“ festhält (*Dohmen*).

Das Dokument weckt und verstärkt Fragen, die einer gründlichen Erörterung bedürfen: „Wie fern oder wie nah liegt dem Alten Testament die Christologie?“ (*Hubert Frankemölle*). Was ist eigentlich „das jüdische Volk“, und was „seine Heilige Schrift“? Welche Rolle spielt die Tora in jüdischer und christlicher Exegese? Welche Bedeutung kommt den hellenistisch-jüdischen Wurzeln gegenüber den palästinisch-jüdischen zu? (*Frankemölle*). *Henrix* greift einen „Spitzensatz“ des Dokuments auf: „Die jüdische Messiaserwartung ist nicht gegenstandslos“ (Nr. 21/43), wobei wir Christen uns der christologischen, ekklesiologischen und eschatologischen Tragweite einer solchen Behauptung noch gar nicht recht bewußt sind. Hier gilt es, die wertvollen Ansätze von *Clemens Thoma*, *Friedrich-Wilhelm Marquardt* oder von *Michael Wyschogrod* aufzugreifen. *Bernd Janowski* zeichnet eine rezeptionsgeschichtliche Skizze über die Psalmen Israels in der christlichen Passionsgeschichte und stimmt Zenger zu, daß „die neutestamentliche Christologie weithin Psalmen-Christologie“ sei. *Daniela* und *Benedikt Kranemann* fragen nach der Rolle des Alten Testaments in der christlichen Liturgie und plädieren dafür, die Bibel Israels gerade auch liturgisch aus ihrem „Nischendasein“ zu befreien: „Müßten die liturgischen Texte, insbesondere die Gebete, nicht auch stärker von der Sprache und Theologie des Alten Testamentes inspiriert und geprägt sein?“ „Die übergreifende Gesamtdynamik der zweieinen Bibel“ werde leider immer noch „zu wenig wahr- und ernstgenommen.“ *Paul Petzel* möchte einen „christlichen Glaubenssinn für die iudaica veritas“ wecken: „Eine Sensibilität und ein Bewußtsein dafür, daß wir bleibend [...] auf die Juden verwiesen sind, wenn wir als Christen die Heilige Schrift heute zur Sprache bringen wollen“ (104). Im letzten Beitrag geht Zenger behutsam der Frage nach, was die Kirche von der jüdischen Schriftauslegung lernen kann: „Vielleicht ist dies das

Wichtigste: Für den frommen Juden ist die Schrift, besonders die Tora, Sakrament der Gegenwart bzw. des Gegenwärtigwerdens Gottes“ (116). Für Juden ist die Bibel „eine polyphone Komposition voller faszinierender, mitreißender Melodien – und aufrüttelnder, irritierender Dissonanzen und Paukenschläge. Diese Komposition kann und will immer neu ‚aufgeführt‘ und erlebt werden. [...] In der jüdischen Schriftauslegung können wir Christen vor allem der Lebendigkeit und der Gläubigkeit des Judentums [...] begegnen. Dabei werden wir manche Vorurteile und Fehltritte über das nachbiblische Judentum abbauen müssen. Wir können tiefe Einsichten in zentrale Texte der Bibel gewinnen, die uns bislang so nicht zuteil waren. [...] Manche Texte werden wir neu sehen und lieben lernen.“

Das Päpstliche Dokument leitet fachkundig dazu an, „den Dialog zwischen Christen und Juden in Klarheit und wechselseitiger Hochachtung und Zuneigung zu fördern“ (Nr. 1/14). Wir Christen haben noch vieles zu revidieren und (neu) zu lernen – im Hören *auf* Israel und im Hören *mit* Israel. „Alles ist zur Auslegung gegeben“ (yMeg I 1 70a). Und das Ziel? „Das Lesen der Schrift drängt zum Handeln. Die Buchstaben ihrer Verse wollen lebhaft Gestalt finden in einer Lebenspraxis“ (Petzel).

Dieter Krabbe, Nürnberg

Britta Frede-Wenger, **Glauben und Denken im Angesicht von Auschwitz**. Eine Auseinandersetzung mit dem Werk von Emil L. Fackenheim. Matthias-Grünwald-Verlag, Mainz 2005. 461 Seiten.

Emil Ludwig Fackenheim gehört zu den jüdischen Philosophen unserer Generation, die zwischen den sprichwörtlichen Stühlen der Theologie/Philosophie des Post-Holocaust und der politisch-existentialistischen Postmoderne standen. Einerseits sah er die geschichtliche Katastrophe der Schoa als Klägerin der Vernunft, andererseits beobachtet und unterstützte er mit aller Kraft den politischen Wiederaufbau des jüdischen Staates. Sein Denken prägte die letzten Dekaden des 20. Jh., auch wenn man ihm und seiner Argumentationskraft nicht unbedingt folgen konnte. – Geboren wurde Fackenheim am 22. Juni 1916 als Sohn des Rechtsanwaltes und Notars Dr. iur. Julius Fackenheim in Halle. Nach dem Abitur (1935) studierte er an der